Sonntags-Beilage des Halle'schen Tageblattes.

Nr. 47. Sonntag, 22. November. 1891.

Kriegsnöthe im Unstrutthal in den Jahren 1812 und 1813.

Nach handschriftlichen Aufzeichnungen von Lehrer Friedel-Halle.

I.

In dem gegenwärtig dem Fremdenverkehr sich immer mehr erschließenden Unstrutthal, ungefähr vier Stunden von Naumburg und nicht weit von dem Städtchen Laucha, liegt das wohlhabende Dörfchen Kirchscheidungen, einst ein Theil der Hauptstadt der stolzen Thüringerkönige. Am Anfang des Jahrhunderts stand dem kleinen Gemeinwesen als Schulze vor Gottfried Demme, ein aufgeweckter Mann, der in schlichter aber anschaulicher Weise über seine und seines Dorfes Schicksale in den Jahren 1812 und 1813 Aufzeichnungen gemacht hat, wie es an der Spitze derselben heißt: Zur Belehrung und zum Gedächtniß für seine Enkel." Aus dieser, bisher ungedruckten Hauschronik sollen im Folgenden einige Abschnitte mitgetheilt werden, welche, unseres Erachtens, auf ein allgemeineres Interesse Anspruch zu erheben mögen. Wir werden unseren Gewährsmann in der Hauptsache selbst zu Worte kommen lassen und Zusammenziehungen nur an einzelnen Stellen vornehmen.

„Am 26. März 1812", so heißt es am Beginn der Aufzeichnungen, „kam die erste Einquartirung nach Kirchscheidungen, nämlich 2 Eskadrons Kürassiere. Zwei Fourire waren vorangeschickt, mit dem Schulzen die Angelegenheit zu ordnen. Da verlangten sie von mir ein Douceur, welches ich doch nicht verstehen konnte, denn sie sprachen wenig deutsch. Als ich nun endlich wußte, was sie meinten, wußte ich wieder nicht, auf welche Art sie es begehrten. Ich konnte es doch auch denselben auf meine Person allein nicht bewilligen. Die Schwadronen waren schon nahe an das Dorf gekommen zum Einrücken. Was thaten nun die Fourirschützen? Sie machten eine große Konfussion mit der Vertheilung der Billets. So sollte ein Bauer 11 Mann bekommen und bekam 22 Mann, ein anderer sollte 10 Mann bekommen und bekam 20 Mann. Nun hatte keiner von den Bauern die gehörige Stallung und die beiden Wirthe wurden darum von den Soldaten gemißhandelt und diese verlangten vom Schulzen Quartiere. Ich hatte aber keine Billets in Händen. Die Fourire hatten zwar noch viele, gaben aber keine heraus. Daneben standen wieder viele Bauern, sagten, sie hätten noch keine Soldaten und wollten dieselben mitnehmen — und thaten es doch nicht. Es war eben Alles auf mich gemünzt und mir als Schulzen alle Schuld von den Soldaten gegeben. Ich verrechtfertigte mich zwar. Es half aber alles nichts; denn ich verstand ihre Sprache nicht; mithin war ich der leidende Theil und mußte mich ihren Mißhandlungen preisgeben. Dabei faßte mich ein Wachtmeister bei der Brust und schlug mit der Faust nach mir. Derselbe wollte aber seine Bosheit noch besser an mir ausüben und stieg vom Pferde. Ich aber ergriff die Flucht und entrann aus ihren Händen. Die Angst aber, die ich dazumal empfunden, wissen die zu würdigen, die dergleichen Schicksal empfunden haben. Nach einer Stunde stellte ich mich wieder in meiner Wohnung ein, dieweil die Fourage bei mir in der Scheune gefaßt werden mußte, da sah ich, daß ich drei Kürassiere ins Quartier bekommen hatte, die auch fürchterliche Drohungen gegen meine Frau geäußert hatten, weil ich die Flucht ergriffen und was mir darum widerfahren sollte. Sobald ich in die Stube trat, bewillkommete ich dieselben freundlich. Da ließen sie sich gegen mich nichts merken. Doch besaßen sie viel Stolz. Ich ließ dieselben gut bewirthen, denn an Fleisch, Braten, Wein und Branntwein ließ ich es nicht fehlen. Diese drei Mann Einquartirung kosteten mich auf ein Nachtquartir 4 Thaler 21 Groschen. Schöne Leute waren es, aber ihr Betragen war nicht das beste; denn trotz Allem, was ich that, waren sie doch mit der Bewirthung wenig zufrieden."

Viel größere Noth sollte das Jahr 1813 dem unteren Unstrutthale bringen. Schon am 19. April 1813 hatte ein Regiment Kosaken Laucha besetzt. Am 20. April machte der wackere Schulze die erste Bekanntschaft mit den Kosaken. Er schreibt darüber:

„Am Morgen des 20. April hielt schon ein Kosak vor meiner Thür und verlangte Lebensmittel und Fourage, was ich demselben kaum verstehen konnte. Dies war der erste Kosak, mit welchem ich zu thun hatte. Sein Betragen war aber sehr brav. War ich zuvor in Angst und Schrecken gewesen wegen der Behandlung der Kosaken, so wurde ich nunmehr dreiste. Ich begegnete denselben mit aller Liebe und Freundlichkeit, und was dieselben verlangten, wurde ihnen verabreicht. Denselben Nachmittag kamen schon wieder zwei Kosaken und verlangten Lebensmittel, aber alles in Liebe und Freundlichkeit." So kamen täglich einige Kosaken zu Besuch nach Kirchscheidungen und überließen der Gemeinde die Bezahlung der rückständigen Zeche im Gasthaus, welche einmal 3 Thaler und 20 Groschen betrug.

Aber bald mußten die Kosaken wieder abziehen und Franzosen besetzten das ganze Unstrutthal. In dieser Zeit hatte die Gemeinde wieder viel Steuern zu zahlen und Lebensmittel zu liefern. Diese Lieferungen waren für die Bauern äußerst schwer; aber noch schwerer wurden sie für unseren Schulzen durch die Leiden des Transportes. Er erzählt über einen solchen Transport nach Naumburg folgendes:

„Am 1. Mai frühmorgens kam ein Bote von der Kreisdeputation zu Naumburg, sogleich nach Verlassen dieses 2 Kühe und 24 Centner Roggenmehl zu liefern. Diese Lieferung wurde auch diesen Tag abgeführt und kosteten die beiden Kühe 37 Thaler. Das Mehl wurde auf Schubkarren nach Naumburg gefahren. Weil wir über Roßbach kamen, (1/2 Stunde von Naumburg, nicht Schlachten-Roßbach) sahen wir auf allen Höhen französische Vorposten halten und die ganze Chaussee war mit Soldaten angefüllt. Alles war in vollem Marsche begriffen. In Roßbach wurde von den Franzosen den Einwohnern alle Lebensmittel genommen. Da ich nach Naumburg kam, war die Stadt und alle Gassen daselbst so mit Soldaten angefüllt, daß man Mühe hatte, durchzukommen. Ich wollte gern in Naumburg übernachten, konnte aber kein Unterkommen finden. Ich ging zurück bis Roßbach, da konnte ich wieder nicht beherbergt werden, denn die Einwohner daselbst waren mit viel Einquartierung überhäuft und jeder Bauer machte sich gefaßt, die Flucht zu ergreifen und Alles im Stiche zu lassen, denn die Franzosen hatten den Leuten Alles genommen. Ich war also genöthigt, bei eingetretener Nacht meinen Weg nach Wilsdorf anzutreten. Dabei mußte ich mich durch die französischen Feldposten hindurchschleichen, welches ich auch glücklich ins Werk setzte und so durchkam. In was für Angst und Zittern ich diesen Weg machte, kann sich jeder Mensch leicht denken. Als ich nun auf den Berg über Roßbach kam, sah ich zurück nach Naumburg und Weißenfels; da glich die ganze Gegend einem Feuermeer; denn der Himmel war überall roth gefärbt von den vielen Biwaks und Wachtfeuern und gewährte einen schauderhaften Anblick. Ich kam des Nachts um 11 Uhr an und wurde in der Schenke zu Wilsdorf beherbergt. Der Wirth daselbst konnte mir jedoch weder Essen noch Trinken geben; denn die Franzosen hatten demselben auch Alles genommen. Am 2. Mai frühmorgens mußte ich wieder nach Naumburg ziehen, weil noch 2 Centner Mehl auf Schubkarren folgen mußten. Danach verließ ich Naumburg. Als ich aber auf den sogenannten Georgenberg kam, hörte ich den Donner der Geschütze ganz deutlich. Ich eilte zurück und kam auf das Feld unter Wilsdorf. So wurde ich gewahr, daß eine große Rauchsäule sich unterhalb Weißenfels emporhob. Der Donner der Kanonen wurde heftiger. Ich konnte aber den Ort nicht angeben, woher die Kanonade kam." Dann erzählte er noch, wie Augenzeugen ihm berichtet, daß an diesem Tage bei Lützen auf beiden Seiten mit Löwenmuth sei gefochten worden, wie keine Partei der andern hätte weichen wollen, bis endlich am Abend Russen und Preußen sich zurückgezogen hätten, um dem Kaiser Napoleon das Schlachtfeld zu überlassen, der aber auch ungeheure Verluste erlitten habe.

Nach der Einnahme Dresdens durch die Verbündeten, gingen die Leiden Kirchscheidungens von Neuem los. 2000 Gefangene mit ihrer französischen Bedeckung lagerten am 8. September auf den Wiesen bei Laucha. An demselben Abend kam eine Bote von Laucha, das Dorf sollte sogleich vier Schock Stroh liefern. Wir zögerten aber mit der Lieferung, da etliche Einwohner sich mit den Worten äußerten: „Da diese Lieferung nur von dem Rathe der Stadt Laucha beschlossen sei und die Bürger selbst Stroh genug hätten, so brauchten wir keins zu liefern." Es dauerte aber nicht lange, so kamen 2 französische Gensdarmen auf Exekution. Hierauf brachten wir in aller Eile Stroh zusammen. Sobald aber die Fuhre im Lager angekommen war, so wurde von den Franzosen Mann, Pferd und Wagen in Beschlag genommen und streng behandelt. Die Franzosen schickten den jüngsten von den Fuhrleuten zurück, der uns Nachricht bringen sollte. Wir wurden auch von diesem benachrichtigt, daß sogleich der Schulze und ein paar Abgeordnete aus der Gemeinde nach Laucha zum französischen Kommandanten kommen sollten. Wir verweilten auch nicht lange und trafen in Laucha ein des Nachts 11 Uhr. Wir konnten aber den Kommandanten nicht sprechen, weil derselbe zu Bett gegangen war. So mußten nun ich und noch zwei Bauern die Nacht im Rathskeller zubringen in banger Erwartung des kommenden Morgens. Die Mannschaften bei den Wagen mußten die Nacht im Freien zubringen, und es war ziemlich kalt. Am Morgen des 9. September ließen wir uns sogleich beim Kommandanten melden, wo wir auch sofort vorgelassen wurden. Mit was für einem harten Tone redete uns aber derselbe an. Warum wir ungehorsam gewesen seien wegen der Strohlieferung. Wir entschuldigten uns und gaben gute Worte, durften aber nicht viel reden. Er verlangte 16 Thaler Strafe von uns, welche wir durch viele Bitten auf 14 Thaler vermindert bekamen. Hierauf wurde der Arrest wieder aufgehoben und wir erhielten auch Stroh zurück. Der schöne Herr hatte mit uns allein nicht auf diese Art verfahren. Auch Laucha und Dorndorf war es so ergangen; so hatte also der französische Kommandant viel Erpressungen gemacht. Beim Abmarsch der Franzosen wurde dies den sächsischen Gensdarmen gesagt. Sogleich begaben sich zwei zum Kommandanten, der noch ein wenig in Laucha verweilte. Sie redeten ihn hart an wegen dieser Betrügen und trieben ihn so in die Enge, daß der feige Mensch das erpreßte Geld größtentheils wieder zurückzahlte und wir bekamen 7 Thaler."

II.

Von dieser Zeit an kamen öfter wieder preußische und russische Reiter zu Besuch, besonders um Pferde zu holen, und der Schulze war öfter in Gefahr, von den Thielemannschen Rettern als Geisel mit fortgeführt zu werden, da die Bauern ihre Pferde in den Wäldern versteckt hielten. Aber auch von den „befreundeten" Franzosen drohte nach dieser Seite Gefahr. Wie schlecht es ihm bei diesen Forderungen ging, zeigt folgender Vorfall:

„Am Abend des 22. September kam ein Bote von Burgscheidungen, wir sollten sogleich alle Pferde nach Burgscheidungen schicken, welches ich sogleich den Bauern bekannt machte. Ich that den Vorschlag, diejenigen 6 Pferde zu stellen, die wir schon den Thielemann'schen Truppen vorgestellt hatten, denn dieselben waren theils alt oder sonst sehr fehlerhaft und zum Reiten nicht zu gebrauchen. Mein Vorschlag wurde aber von den Bauern nicht angenommen, sondern der Schluß gefaßt, sie würden schon selber kommen, wenn sie die Pferde haben wollten. Mit den besten Pferden waren die Bauern nämlich ins Holz geflüchtet. Diese Nacht schlief ich ruhig bis morgens früh. Da bekam ich die Nachricht, daß eine ganze Schwadron Kavallerie auf unser Dorf losmarschirt wäre. Der Richter und ich als Schulze standen vor dem Wachthause, wo auch der Gemeindeschöppe sich einfand, die Gäste zu empfangen. Sogleich kamen zwei Husaren vorausgeritten und auf uns zu. Sie fragten uns, warum wir die Pferde nicht gestellt hätten, sogleich mit der Drohung, sie würden uns Beide mitnehmen, wobei die Beiden auch schon die Stränge in den Händen hielten. Wir mußten uns ihr Urtell gefallen lassen und konnten uns nicht wiedersetzen. Alles Bitten und Flehen war umsonst. So warteten wir auf unser Schicksal, bis endlich die ganze Schwadron aufmarschirt kam. Der Oberst ließ dieselben vor dem Spritzenhause halten und aufmarschieren. Jeder von uns bekam 2 bis 3 Mann Husaren, um im Dorfe bei den Bauern die Pferde aufzusuchen. Wenn wir aber zu einem Bauern in den Hof kamen, hatte jeder seine Wohnung verlassen oder sich versteckt. Kein Bauer ließ sich sehen, und es war kein Pferd ausfindig zu machen. Darum stießen die Franzosen die heftigsten Drohungen gegen uns und unser Dorf aus, und drohten mit Feueranlegen und dergleichen mehr. Es sprach auch der Offizier zu mir in Gottlieb Beckers Hofe: „Ja, wenn ihr den Franzosen liefern sollt, so liefert ihr Alles, was sie verlangen, wenn ihr aber uns liefern sollt, so kriegen wir Nichts." Und es waren doch Franzosen, wie wir schon am Morgen gesehen hatten. Endlich, als schon Jedermann zagte, bekamen sie doch noch ein Pferd, welches die Gemeinde mit 70 Thalern bezahlen mußte. Nun trafen wir alle wieder am Spritzenhause an. Nun fragte der Oberst, wer denn im Dorfe zu gebieten habe.

(Schluß folgt.)

Ein Gefecht gegen die Waromba.

Das „Deutsche Kolonialblatt" veröffentlicht einen Bericht von Dr. Karl Peters an den Gouverneur Frhrn. v. Soden über ein Gefecht, das er gegen die Waromba geführt hat und wobei der Sergeant Schubert gefallen ist. Wir entnehmen diesem Berichte Folgendes: „In Rombo giebt es zwei Parteien, die eine unter der Führung des mächtigen Häuptlings Kinabo hat sich uns angeschlossen, die andere, besonders stark in Rombo mkulia, verweigert die Anerkennung der kaiserlichen Autorität. Nun würde mich dies an sich vermuthlich nicht zum bewaffneten Einschreiten veranlassen. Es kann für die kaiserliche Verwaltung ziemlich gleichgiltig sein, ob hier und da ein Landeshäuptling sich weigert, die deutsche Flagge anzunehmen; mit der weiteren Entwickelung werden sie doch Einer nach dem andern von selbst zu uns kommen. Anders stellt sich die Sache, wenn die Rombo-Leute sich ihrerseits Uebergriffe erlauben. Oberhalb und unterhalb des Kulturgürtels am Kilimandscharo, laufen die sogen. „neutralen Pfade", auf denen sich der Verkehr von Stamm zu Stamm vollzieht. Die Sicherheit dieser Wege zu gewährleisten, kann von den befreundeten Stämmen als eine der Hauptpflichten für die kaiserliche Verwaltung angesehen werden. Nun liegt hinter Rombo mkulia das Land Useri, welches die deutsche Flagge führt und wo ich einen Posten von drei Sudanesen eingerichtet habe. Aus Aserl sollte eine Deputation von drei Mann zu mir geschickt werden. Dieselbe wurde von dem Waromboo-Sultan Kisengi erschlagen. Ich schickte darauf zwei Boten nach Useri, um unseren Freunden dort mitzutheilen, daß ich kommen würde, um diese Angelegenheit persönlich zu erledigen. Doch auch diese Boten wurden von dem Warombo aufgegriffen, ihnen die Hände abgehackt, die Augen ausgerissen und sie dann getödtet. Am 30. August brach ich mit 15 Sudanesen, 25 Suaheli-Askaris und 24 Bagasis in Begleitung des baterischen Premierlieutenants der Reserve v. Pechmann und des Sergeanten Schubert auf, am 1. September marschirte ich in Rombo ein und schickte Befehl an die befreundeten Sultane, ihre Kontingente beim Sultan Kinabo zu mir stoßen zu lassen.

Der erstere größere Häuptling des Landes ist der Sultan Matendera, der aber in seinen Gesinnungen schwankend war. Infolge dessen wendete ich mich, anstatt zu Kinabo's Residenz zu marschiren, von der Hauptstraße plötzlich links in sein Gebiet hinein, zog durch ein La-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-629230-18911122030/fragment/page=0001

byrinth verschlungener Pfade und Befestigungen bis in den Mittelpunkt seiner Stellung, stieg über einige Mauern, ließ einige Thore beseitigen und zog ihn schließlich, einigermaßen überrascht, aus einer wohlverschlossenen Hütte hervor. Nachdem der erste Schreck vorüber war, machten wir Freundschaft. Matendera war von uns gewonnen, und es weht auch unsere Flagge in seinem Lande.

Ich hatte bereits an diesem Morgen Gelegenheit, die geradezu genialle Befestigungsweise dieser Stämme kennen zu lernen. Das ist ein Netz enger Gänge, Mauern und Pallisaden, so recht dazu angethan, die Nahwaffe zur vollsten Wirkung zu bringen. Die Lanze ist hier wirksamer als die Büchse, und der Einzelkämpfer vermag mehr als die organisirte Truppe, weil in dem Labyrinth von Gängen einheitliche Führung unmöglich ist. Ich beschloß demnach auf keinen Fall einen Sturm auf solche Bananen-Befestigungen zu gestatten, sondern vielmehr mich darauf zu beschränken, von der unteren Kulturgrenze an die Bananen durch die Watschagga Schritt für Schritt umhauen zu lassen und dann die darin befindlichen Gehöfte zu nehmen und zu verbrennen. Diese Dörfer sind theilweise mit Cyklopen-Mauern bis zu sechs Metern Höhe umgeben, gegen welche auch unser Geschütz nichts vermöchte. Aber die Gegner haben versäumt, dieselben von innen mit einer Brustwehr zu versehen, und können demnach die Mauern nicht vertheidigen. Ich ließ in Folge dessen Leitern anfertigen, um unsern Askaris zu ermöglichen, die Mauern ihrerseits als Brustwehr zu benutzen und von oben hineinzuschießen.

Am 2. September gegen 9½ Morgens trafen wir bei der Residenz Kinabo's ein, welche die sämmtlichen anderen Befestigungen an Großartigkeit übertrifft. Hier zog ich 300 Askaris der befreundeten Sultane an mich, theilweise mit Flinten bewaffnet. Wir waren jetzt an der Grenze von Kerova, wo meine beiden Boten ermordet waren. Ich beschloß, die Sache noch an diesem Tage zu Ende zu bringen, und brach gegen 10 Uhr nach dem Lumi-Fluß auf. Gegen 12½ sahen wir die Hügel vor uns, von lanzen- und bogenbewaffneten Leuten besetzt. Ich ließ halbrechts vom Wege abschwenken und gewann dadurch mit einer beherrschenden Höhe die Flanke dieser Leute, welche sich beeilten, über den Lumi-Fluß zu kommen. Ich ersuchte Freiherrn v. Pechmann, mit einem Theil der Sudanesen um den Hügel auszuschwärmen, und überschritt mit der Gesammt-Kolonne ebenfalls den Lumi-Fluß, an dessen linkem Ufer, auf einer beherrschenden Höhe, ich das Lager aufschlagen ließ. Die Einwohner des Landes flohen von allen Seiten in ihre Befestigungen. Meine Absicht, da ich durch meine Instruktionen zu einer Kriegführung keinerlei Ermächtigung besaß, war nunmehr, die unteren Zugänge zum Lande zu besetzen und die drei Sultane des Landes aufzufordern, mit mir über die Ermordung meiner beiden Boten in Verhandlung zu treten. Aber die Entwickelung ging, theilweise wider meinen Willen, über diesen Entschluß hinaus.

Pechmann ging mit einigen wenigen Leuten dicht an die Bananen-Verschanzungen heran, um zu rekognosziren. Da gegen ihn feindliche Akte begonnen wurden, erwiderte er mit Büchsenschüssen. Ich entsandte in Folge dessen den Sergeanten Schubert mit 25 Soldaten mit dem ausdrücklichen Befehl, Pechmann zurückzubeordern. Aber, wie es in solchen Lagen wohl leicht geschieht, wurde Schubert mit seinen Leuten in das Gefecht verwickelt. Ich hörte lebhaftes Flintengeknatter und machte mich nunmehr selbst auf. Als ich bei den unteren Befestigungen der Makeroe ankam, waren diese bereits in den Händen Pechmanns und Schuberts und die Häuser standen in Flammen. Die Eingeborenen hatten mehrere Verluste erlitten; auf unserer Seite war noch kein Mensch gefallen. Ich befahl nun, mit dem Niederhauen der Bananen zu beginnen; für etwaige Steinbefestigungen die mitgebrachten Leitern zu benutzen, da es nicht mehr in meiner Macht stand, das Gefecht abzubrechen. Jede Nachgiebigkeit in diesem Augenblick würde uns als Furcht und Schwäche ausgelegt worden sein. Wir gingen nun Schritt um Schritt gegen den Berg vor, wobei freilich die eingeborenen Bundesgenossen sich scheu zurückhielten. Im Verlauf einer Stunde nahmen wir an 20 bis 30 Gehöfte, welche ich als Repressalle gegen die verstümmelten und ermordeten Boten in Brand stecken ließ. Die Eingeborenen hatten sich nirgends ernstlich gestellt, und Schubert sprach mir seine Meinung aus, daß er an einen ernstlichen Kampf nicht mehr glaube. Wir bewegten uns auf den verschlungenen Pfaden der Eingeborenen vorwärts. Auf einem solchen wendete ich mich mit 3 Sudanesen rechts in ein Dorf hinein, während Schubert sich mit 6—8 Suahell-Askaris nach links wendete. Die Sudanesen steckten eben die Häuser an, als sich plötzlich draußen ein wildes Schlachtgeheul und der Knall von Büchsenschüssen vernehmen ließ. Ich stand dem Thor zunächst und nahm wahr, wie eine Anzahl von Eingeborenen mit gezückten Lanzen auf mich einsprang Ich hatte eben Zeit, durch einen Doppelschuß zwei von ihnen zu erlegen, und würde wahrscheinlich verloren gewesen sein, da ich keinen Schuß mehr zur Verfügung hatte, wenn nicht zwei Sudanesen-Unteroffiziere vorgesprungen wären, mich zurückgerissen und drei weitere Angreifer, schon im Sprung selbst, getödtet hätten. Pechmann, der den Angriff gehört hatte, sprang von rechts, wo er befehligte, über eine Umzäumung zu meinem Schutze herein. Wir gingen nun nach links auf Schubert's Seite zu und hatten hier den erschütternden Anblick, den jungen lebensfrischen Mann mit dem Gesicht vornüber auf die Arme geworfen, von 7 bis 8 Lanzenstichen durchbohrt, bereits todt zu finden. Die Eingeborenen hatten sich an diesem Theil ihrer Befestigungen in die Erde eingegraben und waren, wie auf mich, so auch plötzlich auf Schubert eingedrungen. Aber während die Sudanesen bei mir Stand hielten, waren die Suahell-Asikaris bei Schubert, trotz dessen wiederholten Aufrufs, auch ohne ihre Gewehre abzufeuern, einfach ausgerissen, und so war an dieser Stelle der Ueberfall geglückt. Schubert hatte zweimal gefeuert und ward dann getödtet. Während an meiner Seite von den Sudanesen keiner gefallen war, waren von den Ausreißern vier niedergemacht worden. Ich ließ nun unsere Leichen und Verwundeten zurückbringen und übernahm dann die Führung des Gefechts in meinem Sinne. Ich ließ eine lange Linie bilden, deren rechten Flügel Pechmann befehligte, während ich die linke Seite führte. Wir rasirten jetzt das Terrain von den Bananen und gaben damit unserer Feuerwaffe ihr natürliches Uebergewicht. Die Eingeborenen versuchten zweimal einen Massenangriff, wurden aber durch die Salven der Schützenlinie zurückgeworfen. Bis zur Dunkelheit hatten wir bis zu fünfzig Dörfer verbrannt. Die Gegner hatten eine Reihe von Verlusten, unter denen sich zwei ihrer Sultane, Kalungulu und Kororo, befanden, während wir keinen Mann mehr verloren. Der Zweck der Bestrafung des Landes Kerova war jedenfalls erreicht. In der Nacht biwakirten wir auf dem Gefechtsfelde. Am nächsten Morgen eskortirte ich die Leiche Schubert's und unsere Verwundeten zu Kinabo, wo ich zwei Tage stehen blieb. Unter dem Eindruck des Gefechts schickten an diesem Tage mehrere Sultane von Rombo, so der einflußreiche Matschale, Tribut und Unterwerfung ein. Am 6. September traf ich ohne weiteren Zwischenfall wieder auf der Kilimandscharo-Station ein, und am Nachmittag dieses Tages haben wir dem Sergeanten Schubert die letzten militärischen Ehren erwiesen."

[Nachdruck verboten.]

Das warme Frühstück.

Von Julius Berger.

Der Winter hatte seine ersten Schneeflocken über die Häuser und Straßen der Stadt herabgeschüttelt und kündete zugleich durch einen rauhen, schneidenden Wind seinen Einzug an. Wer es haben konnte, war eiligst in den Pelz gekrochen, um, wenn irgend möglich, diesmal von dem üblichen Schnupfenfieber und seinen weiteren Folgen, die gegenwärtig in dem modern klassischen Namen „Influenza" zusammengefaßt werden, verschont zu bleiben. Viele aber von den manchen, die einen Pelz besaßen, brummten gar verdrießlich über die unerwartete Ankunft des eisigen Gastes, suchten aus einer entlegenen Schulade den Pfandschein hervor und zählten die wenigen Silber- und Nickelmünzen, ihre ganze Barschaft, zusammen. Jene nun, die vor einigen Monaten, als die freundliche Frühlingssonne den Pelz entbehrlich machte, mit bescheidenen Ansprüchen vor den Ladentisch des Pfandleihamtes getreten, waren jetzt um eine Anzahl Prozente besser daran, als andere, welche ihre Forderung auf die äußerste Spitze getrieben. Die meisten aber, die vielleicht nie einen Pelz oder dergleichen besessen hatten, mußten es sich, falls sie verurtheilt waren, die Straßen zu passieren, anstatt in der erwärmten Stube zu bleiben, gefallen lassen, daß der Nordwind mit kalter Hand an einzelnen bloßen Körperstellen rothe und blaue Figuren hinmalte.

Zu diesen Unglücklichen — wenn letztere Bezeichnung immer zutreffend ist — gehört der einsame Wanderer, der auf der reichlich mit Schnee bedeckten Landstraße tapfer der nahen Stadt zuschritt. Der einfache Rock, den er trug, war nichts weniger als ein Pelz; er schien aus dem Zeitalter längst vergangener Sommermonate früherer Jahre zu stammen. Den Kragen hatte er aufgeschlagen und mit einem bunten Tuche fester an den bloßen Hals gebunden. Seine Hosen hätten auch besser in ein Alterthumsmuseum als an Menschenbeine im Winter gepaßt. Ihre ursprüngliche Farbe war kaum mehr zu bestimmen. Denn einzelne Tuchflecke, mit denen sie ausgebessert waren, wetteiferten in der Größe miteinander, und es konnte eben so gut der eine wie der andere als der ursprüngliche Hosenstoff angesehen werden. Die Oeffnungen, welche dereinst in die Taschen geführt hatten, waren durch einige Schnurentheile an einer zunehmenden Vergrößerung gehindert worden, und ihnen hatte der Besitzer seine Hände vorborgen. Ein Paar Stiefeln, aus deren ungeputzten Schäften vereinzelte Strohhalme frech hervorguckten, sowie ein etwas zerdrückter Hut bildeten den Schluß der winterlichen Garderobe des Wanderers.

Sein schneller Gang ließ erkennen, daß es ihm der erste Schnee und der schneidende Nord angethan hatten. So war er an dem Schlagbaum endlich angekommen und befand sich bereits bei den ersten Stadthäusern. Sein Gesicht, das vordem einen röthlich-finsteren Ausdruck gehabt, nahm sofort einen städtisch-freundlichen an; in aller Eile brachte er seine Garderobe in Ordnung, stützte sich auf den knotigen Stock, den er bisher unter dem linken Arme getragen, und wanderte auf dem Trottoir leichten Fußes dahin. Ja, seine Miene schien sogar Spuren der Heiterkeit zu zeigen, als er einer Schar munterer Buben und Mädchen begegnete, die ihn freundlich grüßte.

Der Wanderer blieb lächelnd stehen und wandte sich an die kleine Gesellschaft: „Nun, Kinderchen, wo kommt ihr denn her und wo geht ihr denn hin? He?"

Und wie im Chore antworteten sie: „Nu, mir kommen aus der Schule und gehen derheme."

„Ei, das ist schön von euch! Da ist also heut die Schule schon aus. Wie spät mag es nur sein?"

„Elfe hat es gerade geschlagen" — entgegnete ein strammer Bauernjunge — „'s wird bald Zeit zum Essen sein."

„Ganz recht, das dauert nicht mehr lange. Aber was habt ihr denn heut zu Mittag?" fragte mit freundlichen Worten der Fremde, welchen die Schulkinder umstanden.

Der Bauernjunge, der übrigens der Leithammel der kleinen Herde zu sein schien, wie aus seiner Körperlänge zu entnehmen war, musterte schnell die Kinder und sagte: „Mir haben heut Arbsen und Schwenefleisch, das bin ich, die Marie und die Susanne. Bei Matznersch gieats Pflaumen und Klösel, beim Scholtzen han se gestern geschlacht, da worn se wohl Würschte han!"

„Aha" — meinte der Fremde — „da giebts heut beim Scholtzen das beste; Würste esset ihr doch alle gern, nicht?"

Indem der kleine Redner einen großen Bissen in seine Butterschnitte machte, die er in beiden Händen hielt, antwortete er mit einem kräftigen: „Nu!"

„Aber du kaust ja immer noch an deinem Butterbrod, da wirst du zu Mittag nichts essen können" — bemerkte der Wanderer.

„Nu freilich" — fiel der Junge ein — „heut durften mir aber in der Schule nich Zehnuhr machen, der Schulinspektor war bei uns gewest."

„Ach, da werdet ihr wohl schon großen Hunger haben, nicht wahr?"

Wieder ertönte aus aller Munde ein: „Nu!"

„Da möchte ich euch wohl jedem eine warme Wurst kaufen, was meint ihr?"

„Ach ja, ach ja!" erscholl es aus aller Munde.

„Nu aber aufgepaßt! Heute geht nur der Junge da, und seine Schwester Marie und Susanne mit. Morgen hole ich die andern bei der Schule ab."

Und mit den Worten: „Also kommt, Kinder!" nahm er die drei, die schon seine Hände erfaßt hatten, mit sich, während die übrigen Knaben und Mädchen, ein ganzes Häufchen noch, weinend stehen blieben, und nachdem sie den guten Mann mit den glücklichen Dreien um die nächste Ecke biegen gesehen, traurig ihren Heimweg fortsetzten

„Aber der ist mal scheene warm! "

Die Wirthin, die gerade allein zugegen war, konnte sich des Lachens nicht erwehren, als sie die drei Kinder mit den rothen Nasen und Ohren am warmen Ofen hin- und herrücken sah. Mit freundlichster Miene trat sie zu dem Fremden, der inzwischen an einem Tische in der Ofennähe Platz genommen hatte, und sagte:

„Ja, das hätte man nicht gedacht, daß sich der Winter gar so schnell einstellen würde. Am schlimmsten wird es für die armen Kinder sein, die manchmal so recht weit zur Schule haben. Die Kleinen dort sind wohl Ihre Kinderchen?"

„Die ältesten drei sind's" — entgegnete der Fremde — „sie kommen gerade aus der Schule und konnten heut nicht einmal frühstücken, weil der Schulinspektor dort gewesen sein soll. Da ich in der Stadt etwas zu thun hatte, nahm ich sie mit; ich traf sie gleich am Schlagbaume. Mögen sie sich doch erwärmen und etwas Warmes zu sich nehmen, das wird ihnen ganz gesund sein. Sie können ja dann mit mir nach Hause gehen."

„Gewiß, gewiß!" bejahte die Wirthin und fragte auch sofort, was sie für die Kinderchen und den Vater auftragen solle.

„Für jedes Kind bringen Sie nur ein Paar warme Wiener Würstchen und eine halbe Semmel, und mir zwei Paar solche Würstchen und eine ganze Semmel" — bestellte der Fremde. „Ich trinke außerdem einen warmen Grog; für die Kinder können Sie ja ein Glas Grog mitbringen."

Eilig, wie es ihres Amtes war, entledigte sich die Wirthin ihres Auftrages. Bald standen die Portionen auf dem Tische, und auf den Wink des Fremden setzten sich die Kinder daran und nahmen ihr warmes Frühstück ein.

Der Alte sowie die Jungen mußten sehr hungrig sein; denn ehe die Wirthin ihren Braten, den sie im Ofen bereitet, umgedreht hatte, waren von allen Tellern Wurst und Semmel verschwunden. Auch der wärmende Grog schien ihnen äußerst wohl zu thun; indem der Alte zu den Kindern sagte, daß sie nur dies eine Glas Grog bekämen, da es ihnen leicht übel davon werden könnte, bestellte er für sich gleich noch ein zweites mit dem Bemerken, daß die Frau Wirthin etwas mehr Rum hineinthun möchte.

Kaum hatte sie auch diesen Wunsch erfüllt, als der Fremde die Kinder fragte, ob sie noch so ein Paar Würstchen essen wollten. Selbstredend bejahten es alle drei, und der gute Mann ersuchte nun die Frau, für jedes Kind noch ein Paar Würstchen zu bringen. Inzwischen wollte er gehen, sein kleines Geschäft erledigen und werde bald zurück sein. Schließlich bat er die Wirthin, freundlichst auf die Kinder acht haben zu wollen, und letzteren sagte er, daß sie ja recht artig sein und der guten Frau Wirthin folgen möchten. Die Kinder versprachen es, und auch die Frau meinte, daß er ganz unbesorgt sein könne. Der Fremde nahm nun Hut und Stock, grüßte freundlich und ging . . .

Die Kinder hatten lange ihre zweite Portion vertilgt und standen am warmen Ofen. Es waren ein, zwei, drei Stunden vergangen, aber der Mann ließ sich nicht sehen. Als es bereits zu dunkeln anfing, sagte endlich der Junge weinend:

„Nu müssen mer aber derheme gehn, sunst schimpft der Vater, wenn mer zu spät kommen."

Die Wirthin aber sagte tröstend: „Ihr müßt doch auf euren Vater warten, bis er aus der Stadt zurückkommt."

„Das wor ja nich unser Vater," sagte weinend der Junge. „Unser Vater ist derheme und liegt krank."

„Nun, wer war es denn, mit dem ihr hier hereingekommen seid?" fragte die Wirthin erstaunt und Schlimmes ahnend.

„Nu, mer kennen ihn selber nich. Er wollte uns bloßich Würschtel kaufen!" meinte der Junge und wischte sich die Thränen aus den Augen.

Der gute Mann kam wirklich nicht mehr wieder; es blieb der Wirthin nichts anderes übrig, als die Kinder nach Hause zu schicken.

Bis heut wird sie wohl auf die Bezahlung des warmen Frühstücks vergeblich gewartet haben.

Druck von R. Nietschmann in Halle.
Expedition des Halle'schen Tageblattes: Große Ulrichstraße 19, geöffnet Morgens von 7—12 Uhr, Nachmittags von 2—7 Uhr.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-629230-18911122030/fragment/page=0002